MAX HORKHEIMER
CARL GRÜNBERG

ANFÄNGE DER KRITISCHEN THEORIE

(2 Vorträge)

Frankfurter Universitätsreden
1924

XX

Festrede

gehalten zur

Einweihung des Instituts für Sozialforschung an der Universität Frankfurt a. M. am 22. Juni 1924

von

Dr. Carl Grünberg
o. ö. Professor der Staatswissenschaften und Direktor des Instituts für Sozialforschung

Eure Magnifizenz! Sehr verehrte Damen und Herren!

Es ist mir ein feierlichster Augenblick, in dem ich Ihnen heute, an dem Tage, an dem wir das Institut für Sozialforschung an der Universität Frankfurt a. Main seiner Bestimmung übergeben, über dessen Wesen und Ziele berichten darf, und ich erlebe ihn tief bewegt. Bedeutet er ja für mich den Höhepunkt meines Lebens, eine neue vielverheißend-lockende Aufgabe, kraftfordernde, eben deshalb auch kraftspendende Verantwortung, deren sachliche und persönliche Tragweite ich nicht verkenne, die aber auf mich zu nehmen ich mich nach reiflicher Überlegung entschlossen habe. In der Tat, es ist kein einfaches Problem auf dem Gebiete der Organisierung von Lehre und Forschung und der Klärung der Grenzen zwischen beiden, an das ich herantrete. Möchte es mir gelingen, es glücklich zu lösen!

Von vielen Umständen wird diese Lösung abhängen. Zum Teil sind die Voraussetzungen für sie durch den äußeren organisatorischen Rahmen des Institutes und dessen materielle Fundamentierung gegeben; zu einem größeren Teil aber wird, namentlich während der ersten Jahre, entscheidend sein die Ausfüllung dieses Rahmens durch den Willen und die Tat des zur Leitung der neuen wissenschaftlichen Stätte Berufenen. Denn ohne sein festes zielbewußtes Wollen und ohne Anspannung aller seiner Kraft bliebe der zu beurbarende Boden notwendig unlebendig und unfruchtbar. Fassen Sie es daher nicht als Unbescheidenheit auf, wenn ich nicht nur vom Institut selbst und von dessen satzungsgemäß-objektiv umschriebenen Aufgaben spreche, sondern zugleich auch und mit besonderem Nachdruck von meiner persönlichen Auffassung über die Wege zum angestrebten Ziele und über die Art, wie diese Wege beschritten und begangen werden sollen. Ist ja hier, wenigstens bis feste, sichere Geleise gelegt sind, die Sache nicht von der Person getrennt zu denken.

Unser Institut will einen neuartigen Typus wissenschaftlicher Arbeitsorganisation darstellen. Was aber wird das Neue an ihm sein? Als Forschungsinstitut hat es zahlreiche Vorgänger: ebensowohl auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, auf welchem man speziell der Forschung gewidmeten Anstalten seit langer Zeit begegnet, als auch auf geisteswissenschaftlichem Gebiet. Ich erinnere an die Gründung Sickels, das Institut für österreichische Geschichtsforschung an der Wiener Universität, an die École des chartes, sowie in gewissem Sinne auch an die École normale in Paris. Neben diesen älteren ausländischen Forschungsinstituten sind in den letzten Jahrzehnten auch

im Deutschen Reiche solche auf dem Gebiete der Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften ins Leben gerufen worden. Hamburg, Kiel, Münster, Breslau, Königsberg und Köln sind in dieser Beziehung Frankfurt vorangegangen. Handelte es sich nun bei unserem Institut für Sozialforschung nur um ein Institut mehr zu den bisherigen hinzu, so dürfte man nicht, wie ich es vorhin getan habe, von einem neuartigen Typus und von einer ihm zugedachten neuen wissenschaftlichen Aufgabe sprechen. Was aber hierzu berechtigt, ist: daß das unsere programmatisch auf dem Gebiete der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften im Vergleich mit den schon erwähnten älteren Instituten naturwissenschaftlicher oder sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Bestimmung anders sein und Besonderes leisten will. Mehr als sie und doch wiederum auch weniger.

Vor allem soll in ihm in starkem Maße und jedenfalls in stärkerem als bisher sonst die Trennung von Forschung und Lehre zum Ausdruck kommen. Gerade deshalb bezeichnete ich es als einen Wendepunkt in meinem Leben und als dessen Höhepunkt, gerade deshalb auch empfinde ich es als eine besondere Ehre, daß ich dazu berufen wurde, dieses Institut als Erster zu leiten: wenn nicht vollständig befreit von Lehrverpflichtungen — was ich weder wünsche, noch für durchaus richtig hielte —, so doch wesentlich mit dem Schwerpunkt nach der Seite der Forschung hin.

Wir alle wissen und es ist seit Langem Gegenstand ernsthaftester Erörterung, daß die von Altersher überkommene Wirksamkeit der universitas litterarum in der Gegenwart stärkere und starke Änderung erfahren hat. Ihrer geschichtlichen Entstehung nach wesentlich der Forschung gewidmet, haben die Universitäten im Verlaufe der Zeit ihren Aufgabenkreis stetig ausgeprägter in die Richtung zur Lehre hin verschoben gesehen. Sie haben immer mehr den Charakter von Fachbildungsanstalten oder richtiger: eines Bündels von Fachschulen angenommen. Dieser Verschiebungsprozeß war ein zwangsläufiger. Er hat sich nicht zufällig vollzogen, sondern mit innerlicher Notwendigkeit. Schon die intensiv und extensiv unaufhörlich wachsende Tätigkeit des Staates sowie der anderen öffentlich-rechtlichen Körper hat ihn unvermeidlich gemacht. Nicht minder aber auch das Aufkommen ständig weitergreifender Selbsthilfeorganisationen aller Art sowie die Zunahme des gesellschaftlichen Bedarfs an hoch- und höchstqualifizierten Leistungen, die ohne spezielle wissenschaftlich fundierte Schulung nicht prästiert werden können. Durch all' das ist ein der Art und der Zahl nach fortwährend anwachsendes Heer von sozialen Funktionären gezeitigt worden, die ihre Fachausbildung auf Hochschulen und, soweit sie nicht rein technischer Natur ist, noch immer auf den Universitäten erhalten. Diese sind so, ihrer ursprünglichen,

rein wissenschaftlichen Widmung entgegen, zu Mandarinen-Ausbildungsanstalten geworden. Wenn ich das Wort „Mandarine" hier verwende, so nur wegen seiner Prägnanz. Es möge also nicht falsch gedeutet werden, jedenfalls nicht in dem Sinne, als ob es überhaupt ein Werturteil oder gar ein absprechendes zum Ausdruck bringen wollte. Nichts liegt mir ferner. Das Mandarinat, d. h. die Gesamtheit der an den Hochschulen fachlich ausgebildeten Gesellschaftsfunktionäre: der Richter, Anwälte, Verwaltungsbeamten, Handelskammersyndici, Mittelschullehrer, Ärzte usw., ist für den normalen Ablauf des Gesellschafts-, Wirtschafts- und Rechtslebens eine nicht wegzudenkende Voraussetzung. Der Staat hat die Pflicht, für seine Beschaffung zu sorgen, d. h. möglichst tüchtige soziale Funktionäre auf allen Bedarfsgebieten zur Verfügung zu stellen und daher auch zur Ausbildung bringen zu lassen. Man unterschätze mir also nicht das Mandarinat und noch weniger die Anstalten zu dessen systematischer Heranziehung — erst recht aber nicht diejenigen, welche an diesen Anstalten wirken! Wer vermöchte aber zu leugnen, daß das Aufgehen in die Aufgabe, ihrer Pflicht bewußte und zu deren Erfüllung im Leben geeignete soziale Funktionäre heranzubilden, die Kraft der damit Betrauten so sehr in Anspruch nimmt, daß vielfach, persönlich und sachlich, für eigene wissenschaftliche Arbeit nicht viel übrig bleibt? Wer kann ernsthaft bezweifeln, daß namentlich an stark besuchten Universitäten die Fülle von Lehr- und Prüfungslasten die Forschertätigkeit lähmt, ja nahezu ausschließt? Eigentliche Forschernaturen werden durch ihre Lehrtätigkeit, je länger sie dauert und je hingebungsvoller sie ausgeübt wird, geistig und seelisch förmlich zermürbt und zum Verdorren gebracht. Dies gilt namentlich für jene Gebiete, auf denen die Berufsausbildung eine Massenerscheinung ist. Es wird mir denn auch wohl nicht bestritten werden können, daß zahlreiche glänzende Persönlichkeiten an deutschen und ebenso an österreichischen Universitäten für die Wissenschaft unvergleichlich mehr leisten, ihren Hochschulen weitaus stärkeren Glanz vermitteln könnten, wenn sie, wenigstens von einer gewissen Periode ihres Lebens an, dem lähmenden Einfluß aus einem Übermaß von Unterrichts- und reinen Verwaltungsaufgaben her, wie das heutige Universitätsleben sie so reichlich mit sich bringt, sich zu entziehen vermöchten und statt immer wieder die gleichen Hauptvorlesungen zu halten, die Bürde der Massenseminare zu tragen und unter den Prüfungslasten zu seufzen, freier und frei der Forschung zu leben imstande wären.

Mit diesen Betrachtungen soll keineswegs einem Verzicht des Forschers auch auf Lehrtätigkeit, seiner vollkommenen Loslösung von dieser das Wort geredet werden. Eine solche Trennung, die vollständige Isolierung des Forschers von Lernenden wäre noch verkehrter

als das heutige System allzuenger Verknüpfung von Lehre und Forschung. Jede starke Forschernatur wird immer das lebhafte Bedürfnis haben, sich nicht ausschließlich auf eine Isolierzelle zu beschränken, sondern aus ihr herauszutreten und ihre Arbeitsergebnisse sowie die Methoden zu deren Erlangung unmittelbar selbst vor Lernende zu bringen. Die Berührung namentlich mit der heranreifenden Jugend, die Kenntnis von dem, was ihr als Ideal vorschwebt, der geistige und gefühlsmäßige Zusammenhang mit ihrem Überschwang, mit ihrer noch so töricht-irrenden Frische, ist für jeden Forscher unentbehrlich, wenn er zu sich selbst und zu seiner Lebensarbeit dadurch Distanz gewinnen soll, daß er diese sich in denjenigen widerspiegeln sieht, die künftighin, was er begonnen, weiterführen sollen. Indem er andere bildet und erzieht, gelangt er erst zu rechtem Verständnis dessen, was ihm als Forscher sich gestaltet hat, kontrolliert, korrigiert und erzieht er sich selbst. Forschung und Lehre dürfen also nicht absolut getrennt, ihre Verbindung darf nicht schlechthin abgebrochen werden. Was aber gefordert werden darf, ist allgemein: daß die Forschung nicht durch ein Übermaß von Lehre um ihr Recht, um ihre wesenseigene Auswirkung gebracht werde. Wohl soll der Forscher, meines Ermessens regelmäßig, aus der Lehre hervorgehen und sich eine Zeitlang in ihr bewährt haben. Nie aber sollte er in ihr untergehen müssen, niemals dürfte es dazu kommen, daß Forscherpersönlichkeiten von ihr konsumiert werden; und hervorragender, durch Leistung bewährter, Forscherbegabung sollte sogar der heute notwendige Umweg über die Lehrprofessur als Bedingung unabhängiger Forschungsarbeit überhaupt erspart bleiben können. Das Mittel hierzu wäre die — nicht wie bisher vereinzelte sondern häufigere und häufige — Schaffung von Forschungsinstituten. Gegenwärtig ist es nur erst wenigen gegönnt, an solchen zu wirken und sich wissenschaftlich auszuleben. Als eine umso größere Gunst des Schicksals empfinde ich es denn auch, daß ich — nach 30jähriger Tätigkeit in Wien — an einer der größten Universitäten auf deutschem Boden, der es wahrlich an Lehr-, Prüfungs- und Verwaltungslasten nicht gefehlt hat — an die Spitze einer ausschließlich Forschungszwecken gewidmeten Anstalt treten darf.

Das Institut für Sozialforschung will eine Forschungsanstalt sein. Ihr Leiter soll jedoch — im Sinne meiner bisherigen grundsätzlichen Darlegungen — nicht ganz der Lehre entzogen sein oder sich ihr entziehen dürfen. Dies kommt darin zum Ausdruck, daß der Institutsdirektor zugleich auch hauptamtlich Professor an der Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät unserer Universität ist und daß ihm so, nicht nur das Recht zur Lehre gegeben, sondern auch die Pflicht zu ihr auferlegt erscheint: eine wohltätige

Pflicht und ein als Freude empfundenes Recht. Eine der Besonderheiten an dem jüngsten wissenschaftlichen Organismus ist also: daß zwar noch immer Forschung und Lehre miteinander verbunden bleiben, der Schwerpunkt aber ausgesprochen in jener liegen soll, während die Pflicht zu dieser in die gesetzlich-zulässig engsten Schranken zurückgedrängt erscheint.

Einen weiteren Unterschied im Vergleich mit ähnlichen Instituten bildet die Art, wie die Stellung und der Zuständigkeitskreis des Institutsdirektors umschrieben worden ist. Die Leitung anderer Forschungsanstalten ist meist kollegialisch organisiert, die des unsrigen dagegen ist einem Einzigen anvertraut. Hier ist sozusagen die Diktatur des Direktors festgelegt. Gewiß, dieser wird vom Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung bestellt, dessen Aufsicht ja auch im allgemein-gesetzlichen Rahmen das Institut für Sozialforschung untersteht. In der wissenschaftlichen Leitung selbst aber ist der Direktor vollkommen und nach allen Seiten hin unabhängig: ebenso der Unterrichtsverwaltung, wie den Stiftern oder der Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät gegenüber. Und gleiche sachliche wie persönliche Unabhängigkeit ist natürlich der wissenschaftlichen Betätigung auch aller Mitarbeiter des Direktors wie denjenigen gesichert, welche die Hilfsmittel des Instituts, ohne sich diesem einzugliedern und in ihren Arbeiten unmittelbar der Leitung des Direktors zu unterstellen, benützen wollen. Eine glückverheißende Voraussetzung für die Zukunft des Instituts und dessen Entwicklungsfähigkeit!

Daß — wie erwähnt — andere Institute bei ihrer Begründung eine Kollegialverfassung erhalten haben, hat ja auch seine Vorteile. In zutreffender Weise hat sie Christian Eckert, der geschäftsführende Direktor des Kölner Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften, an dem außer ihm selbst auch Leopold von Wiese, Max Scheler und Hugo Lindemann als gleichberechtigte Leiter wirken, gekennzeichnet[1]). Die Vereinigung — meint er — mehrerer leitender Persönlichkeiten „in wohl vorbereiteten, großbetrieblich organisierten wissenschaftlichen Wirkensstätten" zu gemeinsamer Durchhellung vielumfassender Problemreihen gewährleiste ihnen allen eigenartige Förderung und biete namentlich dann besonderen Reiz, wenn sie weltanschauungsmäßig oder methodisch verschieden orientiert seien. Aber Eckert selbst verkennt doch auch nicht die Gefahren aus der Zusammenspannung von „sehr individuell abgestimmtem" Gelehrtenmaterial vornehmlich auf geisteswissenschaftlichem Boden. Besondere Schwierigkeiten aber müssen sich gar erst bei weltanschauungsmäßiger Differenziertheit der

[1]) Aufriß und Aufgaben des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften, in Kölner Vierteljahrsschrift für Sozialwissenschaften I (1921), S. 12 ff.

Verständigen wir uns aber doch noch flüchtig über das Wort Marxismus und dessen begrifflichen Inhalt.

Ich brauche wohl nicht erst zu betonen, daß wenn ich hier von Marxismus spreche, ich ihn nicht parteipolitisch sondern in rein wissenschaftlichem Sinne aufgefaßt wissen will: zur Bezeichnung eines in sich geschlossenen ökonomischen Systems, einer bestimmten Weltanschauung und einer fest umrissenen Forschungsmethode.

Zunächst sei konstatiert, daß die — übrigens auch schon vor Marx und Engels vielfach vertretene, aber freilich von diesen beiden erst prägnant ausgebildete und zu einem sichersten Tragpfeiler ihrer Lehre gemachte — materialistische Geschichtsauffassung ein philosophisches System, eine Metaphysik weder ist noch sein will und daß sie insbesondere mit dem Materialismus nichts zu tun hat. Man pflegt sie allerdings nur zu oft mit diesem zu verwechseln oder zusammenzuwerfen. Jedoch blos aus Unwissenheit, aus Unklarheit, wider besseres Wissen, um ein als bequem und durchschlagend erachtetes Argument zur Bekämpfung des Marxismus zu gewinnen. Aber der philosophische und der historische Materialismus haben begrifflich nichts miteinander zu tun. Lange schon, und jüngst erst wieder treffend von Max Adler, ist aufgezeigt worden, daß die materialistische Geschichtsauffassung weder darauf ausgeht, ewige Kategorien zu ergrübeln oder das Ding an sich zu erfassen, noch das Verhältnis zwischen Geistes- und Außenwelt zu ergründen beabsichtigt. Ihr Objekt sind nicht Abstrakta sondern die gegebene konkrete Welt in ihrem Werden und Wandel. Sie geht von Tatsachen aus und nicht von Postulaten. Sie ist nicht statischer sondern dynamischer Natur. Eine Tatsache und nicht ein Postulat auch sind ihr die Gesellschaft und der vergesellschaftete Mensch, eine Tatsache und nicht ein Postulat die Entwicklung der kapitalistischen Welt über sich selbst hinaus zum Sozialismus hin. Kurzum, das wirkliche soziale Geschehen, das gesellschaftliche Leben in seiner unaufhörlichen, stets erneuten Umwälzung ist Gegenstand ihrer Betrachtung und die letzten erfaßbaren Ursachen dieses Umwälzungsprozesses, die Gesetze, nach denen er abläuft, sind Gegenstand ihres Forschens. Sie findet hierbei, daß unter dem treibenden Druck der materiellen Interessen, die sich systematisch im Wirtschaftsleben betätigen, und ihres Aufeinanderprallens, der Bildung also von Interessengegensätzen und in menschlicher Verkörperung von Interessentengruppen, der sozialen Klassen, ein regelmäßiges Fortschreiten von minder Vollkommenem zu Vollkommenerem sich vollzieht. Und wie unter dem Gesichtspunkt der materialistischen Geschichtsauffassung sämtliche Lebensäußerungen der Gesellschaft sich als Reflexe des Wirtschaftslebens in dessen jeweiliger Gestaltung darstellen, wie danach in letzter Instanz „die Produktionsweise des materiellen Lebens den sozialen, poli-

tischen und geistigen Lebensprozeß bestimmt", so erscheint auch alle — nicht mehr urzuständige — Geschichte Folge von Klassenkämpfen.

Man sieht, die materialistische Geschichtsauffassung ist eine Theorie organischer Entwicklung; ihre Forschungsmethode ist eminent induktiv; ihre Resultate beanspruchen keine Geltung in Zeit und Raum schlechthin, sondern nur relative, jeweils geschichtlich bedingte Bedeutung. Sie will denn auch zwar das wirtschaftliche Entwicklungsgesetz der Privateigentums- und speziell der kapitalistischen Epoche erforschen, in der wir uns befinden, aber sie will weder, noch kann sie darüber hinausgehen. Demgemäß glaubt sie sich zwar fähig, den Sozialismus als das Ziel der menschheitlichen Entwicklung unter den konkreten historischen Verhältnissen zu erkennen und aufzuzeigen — aber auch nicht mehr. Wie sich die sozialistische Zukunftsgesellschaft im Einzelnen gestalten und wie sie funktionieren wird, welche neuen treibenden Kräfte in ihr hervortreten und welche Bewegungsgesetze ihre Entwicklung beherrschen werden, das fällt methodisch aus dem Bereich marxistischer Forschung und Darstellung, da diese sonst vom Boden der Realität weg in Prophezeiungen und utopistische Fantastereien sich verlieren müßte.

Die Einwände gegen den historischen Materialismus sind mir wohlbekannt. Sie beruhen m. E. zum Teil darauf, daß die Erforschung der Vergangenheit und Gegenwart noch nicht weit und tief genug geschürft hat — wie sich ja auch nicht wegleugnen läßt, daß die marxistische Entwicklungstheorie eben deshalb noch lange nicht Alles restlos zu erklären vermag. Zu einem anderen, sehr beträchtlichen Teil aber entspringen sie einfach der Scheu vor den Konsequenzen, denen niemand sich zu entziehen vermag, der einmal die materialistische Geschichtsauffassung sich zu eigen gemacht hat. Daß ich für meine Person sie für allein geeignet halte, das soziale Geschehen in Vergangenheit und Gegenwart sowie das Werden der Zukunft verstehen zu lehren, habe ich bereits nachdrücklich betont; und nicht minder, daß ich wie bisher in meiner Lehr- und Forscherarbeit mich auch weiterhin von ihr leiten lassen werde. War der Marxismus als ökonomisches und soziologisches System bisher — in starkem Gegensatz zu anderen Ländern — an den deutschen Hochschulen stiefmütterlichst behandelt, ja praktisch höchstens widerwillig geduldet, so wird er im neuen Forschungsinstitut fortan ebenso eine Heimat haben wie sonst an den Universitäten die theoretischen und volkswirtschaftspolitischen Lehrmeinungen des Liberalismus, der historischen Schule, des Staatssozialismus.

Ich spüre es: Sie stutzen. In der Tat, enthält nicht mein Bekenntnis das Zugeständnis dogmatischer Gebundenheit? Bedeutet es nicht eine Verleugnung jener Voraussetzungslosigkeit, die immer und

wissenschaftliche Tätigkeit überhaupt zu üben vermag: dadurch, daß ihre Ergebnisse auf die öffentliche Meinung Eindruck machen.

Nur noch Eines möchte ich berühren: eine besondere Lehraufgabe die das Institut sich stellen möchte.

Massenausbildung sozialer Funktionäre, Vermittlung eines durch Examenspflichten zu sichernden und zu erweisenden Minimums an Wissensstoff, wie sie der Beruf fordert, dem sie sich um der Nahrung willen möglichst bald zuwenden wollen und sollen, zeitigt die gleichen Folgen, wie sie auch sonst uns im Großbetrieb entgegentreten: Mechanisierung der Ausbildung selbst, durchschnittlich-langweilige Typisierung der Ausgebildeten. Für Individualisierung bleibt wenig oder kein Raum. Sonderbeschäftigung mit Einzelnen, also auch die Persönlichkeitsförderung, ist dem akademischen Lehrer um so mehr versagt, je länger er in diesem Getriebe steckt. Es fehlen ihm hierzu gleichermaßen Zeit und Spannkraft. So erscheint denn gerade der Nachwuchs, der von der Schablone abweicht und dessen Sinn nach Höherem steht, auf sich selbst angewiesen: positiv und negativ, im Kampf gegen das ertötende Gleichmaß sowohl wie im Streben nach eigenem sich Ausleben. Wenn ich ein illustratives Eigenerlebnis aus meiner Wiener Studentenzeit erwähnen darf: der Lehrer, dessen Vorlesungen — ein Seminar hielt er nie ab — und ein wirkliches, ideales Seminar habe ich erst ein halbes Jahrzehnt später bei meinem Lehrer Georg Friedrich Knapp in Straßburg kennen gelernt — mich damals am stärksten anzogen und bedeutend beeinflußt haben, war Lorenz und Stein. Da ich mich gerade für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften auf das lebhafteste interessierte und mich in ihnen weiterbilden wollte, bat ich eines Tages Stein, mich dabei mit seinem Rat zu unterstützen. Da schaute er mich eine kurze Weile an und sagte dann gleichmütig: „Lieber Herr Grünberg, wer wissenschaftlich etwas leisten will, der muß Autodidakt sein". Damit entließ er mich. Es ist mir natürlich nie wieder eingefallen, an ihn heranzutreten. Es hätte auch nichts genützt. Zudem empfand ich, damals freilich noch dunkel, den Wahrheitsgehalt seiner Worte. In der Tat, wer etwas werden will, muß es aus eigener Kraft werden. Doch ist auch nicht zu vergessen, daß solche Unterstützung durch einen Lehrer, wie ich sie 1884 vergebens suchte, von außerordentlicher Wichtigkeit werden kann. Gewiß darf sie nicht in zwängende Bevormundung ausarten, die eher die Persönlichkeit des Schülers erdrückt als entwickelt, aber sie erspart viel Umwege und Kraftvergeudung, die beide die Persönlichkeit wohl eigenwüchsiger, knorriger, innerlich gefestigter machen mögen, andererseits aber doch auch viel Frische ertöten und lebendig Sprudelndes zurückdämmen.

Für die Ausbildung von Persönlichkeiten, die ihrerseits nicht im

Mandarinat sondern in der Forschung ihr letztes Ziel sehen, kommen daher nur Forschungsinstitute in Betracht. Nur in solchen, mit ihrer beschränkten Teilnehmerzahl, kann der Forscher-Lehrer seine höchste akademische Aufgabe erfüllen. Allerdings obwaltet auch in ihnen eine Gefahr, die ich bereits oben angedeutet habe. Das Streben nach Bildung von „Schulen", der übermächtige Fortpflanzungstrieb im Verein mit dem Wunsch, die geistigen Kinder nach seinem Antlitz gebildet und das eigene Wesen sich in ihnen widerspiegeln zu sehen, bringt sich auch im Verhältnis gerade zwischen Lehrer und Schüler zur Geltung. Diese Gefahr halte ich sogar für größer als jene Gleichgültigkeit, von der ich früher erzählt habe. Nur zu oft verkürzt, um sich eine Gefolgschaft zu schaffen, der „Scholarch" das Persönlichkeitsrecht des Schülers und läßt dieser sich seinerseits solche Vergewaltigung um äußerer Förderung willen gefallen. Vermittlung einer Arbeitsmethode und Aufzwingung von Resultaten sind eben zweierlei und himmelweit von einander verschieden. Nur jene scheint mir des Lehrers würdig. Ich selbst habe immer die Heranbildung selbständiger Menschen der von Nachbetern vorgezogen. Das beweisen auch alle Publikationen, die ich je geleitet habe: sowohl meine „Studien zur Sozial-, Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte" wie das „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung" und die „Beihefte" zu ihm oder die „Hauptwerke des Sozialismus und der Sozialpolitik". Man wird in ihnen genug Arbeiten finden, die wenngleich auf meine Anregung und unter meiner Leitung entstanden, dennoch inhaltlich und in ihren Folgerungen durchaus nicht in meinem Sinne ausgefallen sind.

So, das gelobe ich, werde ich es auch in Zukunft halten. Freilich wird das Institut sich und den ihm eingegliederten jungen Forschern Aufgaben nur in seinem programmatischen Rahmen stellen — würde es ja sonst aufhören zu sein, was es sein will — und als Lösungsmethode wird die marxistische gelehrt werden. Im Übrigen aber wird das Institut eine Stätte sein, an welcher der junge Forscher oder wer sonst die Hilfsmittel des Institutes benützt und Anregung durch dessen Leiter sucht, seine Individualität frei entfalten mag, um zu werden, was er werden kann, und nicht Abklatsch eines Anderen.

Ich bin am Ende. Sie sehen, meine verehrten Damen und Herren, wie gerade dieser letzte Programmpunkt von ausschlaggebender Wichtigkeit für die künftige Funktionierung unseres neuen Forschungsinstituts ist. Mit ihm stellt es sich neben die Universität, um — in engster Angliederung an sie und doch unabhängig — etwas anzustreben, was die Universität heute gedeihlich nicht mehr zu prästieren vermag: an der Auslese mitzuwirken zwischen den Vielen, die an der Hochschule nichts als berufliche Ausbildung suchen und nachher,

gestützt auf dieses Brot — und den Wenigen, die zu mehr, zu Anderem in sich Eignung verspüren, also vertiefte Weiterausbildung zu eigener wissenschaftlicher Betätigung — als später selbständige Forscher und Lehrer — wünschen.

Wenn ich nun in objektiver Betrachtung zu den Aufgaben des Instituts und zu meinen eigenen Pflichten in ihm und ihm gegenüber eine gewisse Distanz gewonnen habe, so werde ich mir so recht wieder der Schwierigkeiten bewußt, die meiner harren. Aber Vieles aus der Umwelt her, in die das Institut und ich selbst hineingestellt sind, läßt mich Gutes hoffen. Beide sind wir einem großen Universitätskörper eingegliedert. Alles was geschehen soll, wird sich entwickeln: auf ältestem Kulturboden; innerhalb eines Gemeinwesens mit ausgeprägtem Zusammengehörigkeitsgefühl seiner Glieder; in einer Stadt, die seit jeher von höchster, nach allen Richtungen hin ausstrahlender Geistigkeit erfüllt und zugleich stets bereit war, Elemente fremder Geistigkeit freundlich in sich aufzunehmen; in einem örtlichen Rahmen, in dem die Schönheit der Natur auf das glücklichste erhöht wird durch alte und neue Kunst. Zur Anregung, Ermutigung und Belebung aus solcher Umgebung wird sich auch solche persönlicher Art von den Kollegen an der Universität gesellen. Ich wünsche und erbitte mir ihre Unterstützung — ohne die ich gar nicht darauf rechnen dürfte, meiner Aufgabe zu genügen — ebensowohl positiv wie negativ. Kritik und Ablehnung sollen für mich nicht weniger fruchtbar sein, wie etwaige Zustimmung und Anerkennung. Ich selbst bin ursprünglich Jurist gewesen und durch lange Jahre praktisch als solcher tätig; ich habe einen großen Teil meines Lebens historischen Studien gewidmet: volkswirtschaftliche und gesellschaftswissenschaftliche Arbeit ohne Anlehnung an Geschichte und Jurisprudenz, ohne Befruchtung von der Seite der Philosophie her scheint mir ein Unding. Möge es mir denn gegönnt sein, nicht nur mit meinen engsten Fachkollegen, sondern auch mit denen der juristischen und philosophischen Fakultät zusammen zu arbeiten, und mögen sie alle der Forschungstätigkeit im Institut ihr freundliches Interesse zuwenden! Geschieht das — und ich bin überzeugt, daß es geschehen wird —, dann wird sich das Institut würdig in den Rahmen dieser Universität einfügen, mitbemüht, die Wissenschaft zu mehren und den Ruhm dieser Hochschule, den Ruhm Frankfurts zu erhöhen.

DIE GEGENWÄRTIGE LAGE DER SOZIALPHILOSOPHIE UND DIE AUFGABEN EINES INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

VON PROF. DR. PHIL. MAX HORKHEIMER

Steht auch die Sozialphilosophie im Mittelpunkt des allgemeinen philosophischen Interesses, so ist es doch um sie nicht besser bestellt als um die meisten philosophischen, ja grundsätzlichen intellektuellen Bestrebungen der Gegenwart überhaupt. Es läßt sich für sie keine inhaltliche begriffliche Bestimmung finden, die darauf Anspruch erheben dürfte, überall als verbindlich zu gelten. Angesichts der heutigen wissenschaftlichen Lage, in der die traditionellen Grenzen zwischen den Einzelgebieten in Frage gestellt sind und wir noch nicht wissen, wie sie in absehbarer Zeit einmal gezogen werden, erscheint es als nicht zeitgemäß, endgültige Definitionen der Forschungsbereiche zu versuchen. Trotzdem lassen sich die allgemeinen Vorstellungen, die man über Sozialphilosophie hegt, auf einen kurzen Ausdruck bringen. Als ihr letztes Ziel gilt danach die philosophische Deutung des Schicksals der Menschen, insofern sie nicht bloß Individuen, sondern Glieder einer Gemeinschaft sind. Sie hat sich daher vor allem um solche Phänomene zu bekümmern, die nur im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Leben der Menschen verstanden werden können: um Staat, Recht, Wirtschaft, Religion, kurz um die gesamte materielle und geistige Kultur der Menschheit überhaupt.

Sozialphilosophie, auf solche Weise verstanden, hat sich in der Geschichte des klassischen deutschen Idealismus zur entscheidenden philosophischen Aufgabe entwickelt. Ihre glänzendsten Leistungen sind zugleich die wirksamsten Teile des hegelschen Systems. Nicht als ob die Philosophie vor Hegel nicht um das Verständnis der sozialphilosophischen Gegenstände bemüht gewesen wäre: die Hauptwerke Kants enthalten die philosophischen Theorien der Wissenschaft, des Rechts, der Kunst und der Religion. Aber diese Sozialphilosophie war in der Philosophie der Einzelpersönlichkeit begründet: jene Seinsreiche galten als Entwürfe der autonomen Per-

Aber wenn Geſchichte und Staat in ihrem äußeren Werden aus dem „Wimmeln von Willkür“ zuſtandekommen, wenn der empiriſche Geſchichtsforſcher ſich mit einer Kette von Leiden und Tod, von Dummheit und Niedertracht abzugeben hat, wenn das endliche Daſein unter unbeſchreiblichen Qualen zugrunde geht und die Geſchichte nach Hegels Wort als die „Schlachtbank“ betrachtet werden kann, „auf welcher das Glück der Völker, die Weisheit der Staaten und die Tugend der Individuen zum Opfer gebracht werden“ (Philoſophie der Weltgeſchichte l. c. 58), ſo erhebt uns die Philoſophie über dieſen Standpunkt des empiriſchen Betrachters. Denn „was ſonſt Wirklichkeit heißt — ſo lehrt er in den Vorleſungen zur Philoſophie der Weltgeſchichte — wird von der Philoſophie als ein Faules betrachtet, das wohl ſcheinen kann, aber nicht an und für ſich wirklich iſt. Dieſe Einſicht enthält, man kann es den Troſt nennen gegen die Vorſtellung von dem abſoluten Unglück, der Verrücktheit deſſen, was geſchehen iſt. Troſt iſt indeſſen nur der Erſatz für ein Übel, das nicht hätte geſchehen ſollen, und iſt im Endlichen zu Hauſe. Die Philoſophie iſt alſo nicht ein Troſt; ſie iſt mehr, ſie verſöhnt, ſie verklärt das Wirkliche, das unrecht ſcheint, zu dem Vernünftigen, zeigt es als ſolches auf, das in der Idee ſelbſt begründet iſt und womit die Vernunft befriedigt werden ſoll“ (l. c. 55). Die „Verklärung“, von der Hegel ſpricht, geſchieht alſo durch eben jene Lehre, nach der das wahre Weſen des Menſchen nicht in der bloßen Innerlichkeit und dem tatſächlichen Schickſal der endlichen Einzelnen exiſtiert, ſondern im Leben der Völker ſich durchſetzt und ſich im Staat verwirklicht. Vor dem Gedanken, daß in der Weltgeſchichte dieſes ſubſtantielle Weſen, die Idee, ſich erhält, erſcheint der Untergang des einzelnen ohne philoſophiſches Gewicht, vielmehr darf der Philoſoph erklären: „Das Partikuläre iſt meiſtens zu gering gegen das Allgemeine; die Individuen werden aufgeopfert und preisgegeben. Die Idee bezahlt den Tribut des Daſeins und der Vergänglichkeit nicht aus ſich, ſondern durch die Leidenſchaften der Individuen“ (l. c. 83). Nur ſoweit das Individuum am Ganzen teil hat, in dem es lebt — oder vielmehr: nur ſoweit das Ganze im Individuum lebt, hat das Individuum Wirklichkeit; denn das Leben des Ganzen iſt das Leben des Geiſtes. Das Ganze im ausgezeichneten Sinn iſt der Staat. Er „iſt nicht um der Bürger willen da; man könnte ſagen, er iſt der Zweck, und ſie ſind ſeine Werkzeuge“ (l. c. 91).

Das endliche Einzelweſen kann nach Hegel zum begrifflichen Bewußtſein ſeiner Freiheit im Staat nur durch die idealiſtiſche Spekulation gelangen. In dieſer Vermittlungsfunktion ſah er weſentlich die Leiſtung ſeiner und damit der Philoſophie überhaupt. Sie iſt ihm identiſch mit der Verklärung des Wirklichen, „das unrecht ſcheint“. Als das Anſehen ſeines Sy-

stems um die Mitte des letzten Jahrhunderts in Deutschland verschwand, wurde in der zukunftsfrohen individualistischen Gesellschaft die Metaphysik des objektiven Geistes von dem unmittelbaren Glauben an die prästabilierte Harmonie der Einzelinteressen abgelöst. Es hatte den Anschein, als bedürfe es zur Vermittlung zwischen der empirischen Existenz des einzelnen und dem Bewußtsein seiner Freiheit im gesellschaftlichen Ganzen keiner Philosophie, sondern bloß des geradlinigen Fortschritts in der positiven Wissenschaft, der Technik und der Industrie. Aber mit der fortschreitenden Enttäuschung dieses Glaubens hat sich die verschmähte Metaphysik gerächt. Verlassen von der philosophischen Überzeugung, an der im Ganzen existierenden göttlichen Idee seine wahre Wirklichkeit zu haben, erfuhr das Individuum die Welt als „Wimmeln von Willkür" und sich selbst bloß als „Tribut des Daseins und der Vergänglichkeit". Der nüchterne, auf das Einzelne und Nächste gerichtete Blick vermochte hinter der Oberfläche der sich bekämpfenden Einzelwillen, in dem stets wiederkehrenden Mangel, in der Schmach des Alltags und dem Schrecken der Geschichte keine List mehr zu entdecken, deren die Vernunft sich bediente, und der größte Gegner Hegels, Schopenhauer, erlebte die Morgenröte seiner geschichtsfeindlichen, pessimistischen und gütigen Philosophie.

Die Überzeugung, daß jeder kraft seiner Zugehörigkeit zu einer der eigengesetzlichen historischen Einheiten, deren Dialektik die Weltgeschichte bildet, am ewigen Leben des Geistes teil hat, diese den einzelnen aus der infamen Kette des Werdens und Vergehens errettende Vorstellung war mit dem objektiven Idealismus verschwunden. Das Leiden und der Tod der Individuen drohten in ihrer nackten Sinnlosigkeit zu erscheinen, letzte Tatsachen in einer tatsachengläubigen Zeit. Mit der Vertiefung des Widerspruchs zwischen dem Prinzip der individualistischen Lebensform, also zwischen dem ungebrochenen Fortschritt des Glücks der Individuen innerhalb des gegebenen gesellschaftlichen Rahmens einerseits und den Aussichten ihrer wirklichen Lage andererseits wurde die Philosophie und besonders die Sozialphilosophie immer dringlicher dazu aufgerufen, die ihr von Hegel zugedachte erhabene Rolle aufs neue auszuüben — und die Sozialphilosophie ist diesem Rufe gefolgt.

Von der behutsamen Theorie des Marburger Neukantianismus, daß der Mensch nicht bloß Individuum sei, sondern „in mancherlei Mehrheiten ... in Reih und Glied" stehe und „in der Allheit erst ... die Kreise seines Daseins" vollende (Cohen, Ethik des reinen Willens 3. Aufl. 8), bis zu den philosophischen Lehren der Gegenwart, nach denen — wie bei Hegel — der Sinn des menschlichen Daseins sich nur in den überpersonalen Einheiten der Geschichte erfüllt, sei es in Klasse, Staat oder Nation, von Hermann

Cohen bis zu Othmar Spann hat die Philosophie in den letzten Jahrzehnten die verschiedensten Schattierungen sozialphilosophischer Systeme hervorgebracht. Auch die neueren philosophischen Versuche, Moral- und Rechtsphilosophie im Gegensatz zum Positivismus neu zu begründen, sind fast ausschließlich in dem Streben miteinander einig, über dem Boden der festzustellenden tatsächlichen Begebenheiten ein höheres eigengesetzliches Seins-, zum mindesten ein Geltungs- oder Sollensreich aufzuweisen, an dem die vergänglichen Menschen Anteil haben, das selbst aber nicht auf natürliche Begebnisse zurückzuführen ist. Auch sie leiten damit zu einer neuen Philosophie des objektiven Geistes über. Trägt selbst die individualistische und relativistische Rechtslehre Kelsens solche Züge an sich, so trifft das in noch höherem Maße auf die formalistische Wertphilosophie der südwestdeutschen Schule und gar auf Adolf Reinachs phänomenologische Theorie zu, daß das Wesen der „Rechtsgebilde", also z. B. des Eigentums, des Versprechens, des Rechtsanspruchs u. s. f. je als eigener „Gegenstand" erschaubar sei. Die Schelersche materiale Wertethik, seine Lehre vom An-sich-Sein der Werte hat in ihrem bedeutendsten Vertreter Nicolai Hartmann neuerdings den bewußten Anschluß an die Philosophie des objektiven Geistes gefunden. Die Lehre von den Volksgeistern hatte Scheler schon vor dem Erscheinen der Hartmannschen Ethik selbst aufs neue verkündet (vgl. Probleme einer Soziologie des Wissens 1924, 13).

Allen diesen Entwürfen der gegenwärtigen Sozialphilosophie scheint es gemeinsam zu sein, dem menschlichen Einzelwesen den Blick in eine überpersonale Sphäre zu öffnen, die wesenhafter, sinnerfüllter, substantieller ist als sein Dasein. Sie leisten dem von Hegel vorgezeichneten Beruf der Verklärung Genüge. Im einzigen modernen philosophischen Werk, das es radikal ablehnt, Sozialphilosophie zu sein, und echtes Sein nur im Innern des einzelnen existierenden Menschen entdeckt, in Heideggers „Sein und Zeit" steht daher die Sorge im Mittelpunkt. Diese Philosophie der einzelmenschlichen Existenz ist nach ihrem einfachen Gehalt im Hegelschen Sinne nicht verklärend. Das menschliche Sein ist ihr nur das Sein zum Tode, die bloße Endlichkeit; sie ist eine schwermütige Philosophie. Ist es erlaubt, hier schlagwortartig zu reden, so ließe sich behaupten, die Sozialphilosophie komme heute der Sehnsucht nach einer neuen Sinngebung des in seinem individuellen Glücksstreben gehemmten Lebens entgegen. Sie erscheint als ein Teil der philosophischen und religiösen Bemühungen, die aussichtslose Einzelexistenz wieder einzusenken in den Schoß oder — um mit Sombart zu reden — in den „Goldgrund" sinnvoller Totalitäten.

Aber, meine Damen und Herren, angesichts dieser Lage der Sozialphilosophie sei es uns nun verstattet, ihren Mangel zu bezeichnen. Die

heutige Sozialphilosophie, das haben wir gesehen, verhält sich vorwiegend polemisch zum Positivismus. Dieser sehe nur das Einzelne, so auf dem Gebiet der Gesellschaft nur das Individuum und die Beziehungen zwischen Individuen; alles erschöpfe sich ihm in Tatsächlichkeiten. Diese mit den Mitteln der analysierenden Wissenschaft feststellbaren Tatsächlichkeiten bezweifelt die Philosophie nicht; aber sie setzt ihnen mehr oder minder konstruktiv, mehr oder minder „philosophierend" Ideen, Wesenheiten, Totalitäten, selbständige Sphären des objektiven Geistes, Sinneinheiten, Volksgeister als ebenso ursprüngliche, ja als „echtere" Seinsbestände gegenüber. Die Entdeckung gewisser unbeweisbarer metaphysischer Voraussetzungen im Positivismus nimmt sie ohne weiteres als Rechtsgrund, ihn darin zu überbieten. So kommt es, daß etwa gegenüber der Schule Vilfredo Paretos, die auf Grund ihres positivistischen Wirklichkeitsbegriffs die Existenz von Klasse, Nation, Menschheit leugnen muß, die verschiedensten Standpunkte, auf denen eine solche Existenz behauptet wird, als eine „andere" Weltanschauung, als eine „andere" Methaphysik oder ein „anderes" Bewußtsein auftreten, ohne daß doch eine gültige Entscheidung möglich wäre. Es liegen, so wird man vielleicht sagen, verschiedene Wirklichkeitsbegriffe vor, es ist möglich zu untersuchen, welche Genesis diese verschiedenen Wirklichkeitsbegriffe haben, welchem Lebensgefühl, welcher sozialen Gruppe sie entsprechen, aber es gibt keinen sachlich begründeten Vorzug.

Nun, eben in dieser Verlegenheit der Sozialphilosophie, von ihrem Gegenstand, dem Kulturleben der Menschen, bloß weltanschaulich, thesenhaft, bekenntnishaft zu reden und zwischen den Soziallehren von Auguste Comte, Karl Marx, Max Weber und Max Scheler eher den Unterschied von Glaubensakten als von wahren, falschen oder vorerst noch problematischen Theorien zu machen, in dieser Verlegenheit sehen wir den Mangel, der überwunden werden muß. Freilich, das gleichzeitige Vorhandensein und Gelten verschiedenartiger Wirklichkeitsbegriffe ist ein Kennzeichen der gegenwärtigen geistigen Lage überhaupt, aber diese Verschiedenheit bezieht sich jeweils auf verschiedene Wissenschaftsgebiete und Lebenssphären, sie betrifft nicht ein und dieselbe Gegenstandsregion. So mögen die konstitutiven Kategorien der Philologie und die der Physik heute so sehr auseinanderstreben, daß es schwer scheinen mag, sie unter einen Hut zu bringen; aber innerhalb der Physik selbst, ja innerhalb der Wissenschaften von der anorganischen Natur überhaupt besteht bekanntlich keineswegs eine solche Tendenz, unvereinbare Wirklichkeitsbegriffe auszubilden, das Gegenteil ist der Fall. Hier bildet die konkrete Forschungsarbeit am Gegenstand das Korrektiv.

Es liegt nahe zu erwidern, die Sozialphilosophie sei keine Einzelwissen-

schaft, vielmehr sei es die materiale Soziologie, die es mit der Untersuchung der bestimmten Formen der Vergesellschaftung zu tun habe. Diese Disziplin erforsche die verschiedenen konkreten Weisen, in denen die Menschen zusammen leben, alle Arten der Verbände: von der Familie über die Wirtschaftsgruppen und politischen Verbände bis zum Staat und zur Menschheit. In ihr gebe es sachliche Entscheidbarkeit wie etwa auch in der Nationalökonomie; aber die Soziologie habe eben weder über den Wirklichkeitsgrad noch über den Wert dieser Phänomene etwas auszusagen. Das sei dagegen die Sache der Sozialphilosophie, und in solchen wesentlichen Fragen, wie diese sie behandle, gebe es letzte Stellungnahmen, aber keine allgemeingültige, in den Gang großer und vielfältiger Untersuchungen verflochtene Wahrheitsfindung.

Dieser Ansicht liegt ein nicht mehr haltbarer Begriff der Philosophie zugrunde. Wie man auch die Grenzen zwischen einzelwissenschaftlicher Fachsoziologie und Sozialphilosophie ziehen mag, ich glaube, ein großes Maß von Willkür wäre dabei unvermeidlich, eines ist gewiß: wenn das sozialphilosophische Denken über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, über den Sinn von Kultur, über den Grund der Gemeinschaftsbildung, über die Gesamtstruktur des gesellschaftlichen Lebens, kurz über die großen und prinzipiellen Fragen gleichsam als Bodensatz in dem Reservoir der gesellschaftswissenschaftlichen Probleme zurückgeblieben sein sollte, nachdem diejenigen Fragen ausgeschüttet worden sind, die man in konkreten Untersuchungen vorwärtsbringen kann, dann mag die Sozialphilosophie zwar soziale Funktionen ausüben, z. B. eben die der Verklärung, um ihre intellektuelle Fruchtbarkeit aber wäre es geschehen. Das Verhältnis zwischen philosophischen und entsprechenden einzelwissenschaftlichen Disziplinen darf nicht in dem Sinne gefaßt werden, als ob die Philosophie die entscheidenden Probleme behandle und dabei von Erfahrungswissenschaft unangreifbare Theorien, eigene Wirklichkeitsbegriffe, die Totalität umspannende Systeme konstruiere, während im Gegensatz dazu die Tatsachenforschung ihre langen, langweiligen, sich in tausend Teilfragen aufsplitternden Einzelerhebungen anstelle, um schließlich im Chaos des Spezialistentums zu enden. Diese Auffassung, nach welcher der Einzelforscher die Philosophie als eine vielleicht schöne, aber wissenschaftlich fruchtlose, weil unkontrollierbare Übung ansehen muß, der Philosoph dagegen sich vom Einzelforscher emanzipiert, weil er auf ihn bei seinen weittragenden Entschlüssen nicht warten zu können meint, wird gegenwärtig durch den Gedanken einer fortwährenden dialektischen Durchdringung und Entwicklung von philosophischer Theorie und einzelwissenschaftlicher Praxis überwunden. Dafür bieten die Beziehungen von Naturphilosophie und Na-

turwiſſenſchaft im ganzen wie auch innerhalb der einzelnen naturwiſſenſchaftlichen Diſziplinen gute Beiſpiele. Nicht dadurch wird die chaotiſche Spezialiſierung überwunden, daß man ſchlechte Syntheſen ſpezialiſtiſcher Forſchungsergebniſſe unternimmt, und nicht dadurch kommt andererſeits unbefangene Empirie zuſtande, daß verſucht wird, das theoretiſche Element darin auf nichts zu reduzieren: ſondern indem die Philoſophie als aufs Allgemeine, „Weſentliche" gerichtete theoretiſche Intention den beſonderen Forſchungen beſeelende Impulſe zu geben vermag und zugleich weltoffen genug iſt, um ſich ſelbſt von dem Fortgang der konkreten Studien beeindrucken und verändern zu laſſen.

Die Behebung des angedeuteten Mangels in der Lage der Sozialphiloſophie ſcheint uns alſo weder in einem Bekenntnis zu einer der mehr oder minder konſtruktiven Deutungen des Kulturlebens, noch in der Statuierung eines neuen Sinnes der Geſellſchaft, des Staates, des Rechts u. ſ. f. zu liegen. Vielmehr kommt es heute darauf an, und ich ſtehe mit dieſer Anſicht gewiß nicht allein, auf Grund aktueller philoſophiſcher Frageſtellungen Unterſuchungen zu organiſieren, zu denen Philoſophen, Soziologen, Nationalökonomen, Hiſtoriker, Pſychologen in dauernder Arbeitsgemeinſchaft ſich vereinigen und das gemeinſam tun, was auf anderen Gebieten im Laboratorium einer allein tun kann, was alle echten Forſcher immer getan haben: nämlich ihre aufs Große zielenden philoſophiſchen Fragen an Hand der feinſten wiſſenſchaftlichen Methoden zu verfolgen, die Fragen im Verlauf der Arbeit am Gegenſtand umzuformen, zu präziſieren, neue Methoden zu erſinnen und doch das Allgemeine nicht aus den Augen zu verlieren. Auf ſolche Weiſe kommen keine Antworten wie Ja und Nein auf die philoſophiſchen Fragen zuſtande, ſondern dieſe ſelbſt werden dialektiſch einbezogen in den empiriſch wiſſenſchaftlichen Prozeß, das heißt, die Antwort auf ſie liegt in dem Fortſchritt der ſachlichen Erkenntnis, von dem ihre Geſtalt ſelbſt mitbetroffen wird. In der Lehre von der Geſellſchaft vermag eine ſolche Verhaltungsweiſe nicht ein einzelner zu üben: ſowohl wegen der Fülle des Stoffs als auch wegen der Verſchiedenheit der unentbehrlichen Hilfswiſſenſchaften. Selbſt ein Max Scheler hat hier bei aller gigantiſchen Anſtrengung verſagt.

In dieſer Lage darf es als ſachlich begründet angeſehen werden, daß der Lehrſtuhl an unſerer Univerſität, der mit der Leitung des Inſtituts für Sozialforſchung verbunden iſt, in einen Lehrſtuhl für Sozialphiloſophie umgewandelt und in die philoſophiſche Fakultät verlegt worden iſt. Carl Grünberg hatte ihn mit dem Lehrauftrag für eine Fachwiſſenſchaft, für wirtſchaftliche Staatswiſſenſchaften, inne. Mit der neuartigen, ſchwierigen und bedeutſamen Aufgabe, einen großen empiriſchen Forſchungsapparat in

den Dienſt ſozialphiloſophiſcher Probleme zu ſtellen, habe ich bei meiner Berufung den kaum zu ermeſſenden Abſtand empfunden zwiſchen dem großen Gelehrten, deſſen Namen überall in der Welt, wo Arbeiten ſeines Gebietes im Gange ſind, mit höchſter Achtung und Dankbarkeit genannt wird, und dem jungen und unbekannten Mann, der ſein Nachfolger werden ſoll. Seine lange Krankheit gehört zu jenen ſinnloſen Fakten des Einzellebens, an denen philoſophiſche Verklärung zuſchanden wird. Gemäß ſeinen in der Tradition der hiſtoriſchen Schule der Nationalökonomie wurzelnden und präziſe beſtimmten Intereſſen hat er ſelbſt im Inſtitut hauptſächlich die Geſchichte der Arbeiterbewegung gepflegt. Dabei iſt es ſeiner umfaſſenden Kenntnis des einſchlägigen Schrifttums der ganzen Welt gelungen, neben reichem Archivmaterial eine einzigartige Spezialbibliothek von heute ungefähr 50 000 Bänden zuſammenzubringen, eine Bibliothek, von der die Studierenden unſerer Univerſität und viele Gelehrte des In- und Auslandes reichen Gebrauch zu machen pflegen. Die von ihm herausgegebene Schriftenreihe des Inſtituts enthält ausſchließlich Werke, die maßgebende Forſcher der verſchiedenſten Einſtellung als hervorragende wiſſenſchaftliche Leiſtungen anerkannt haben.

Wenn ich es nun unternehme, die Arbeiten des Inſtituts nach der jahrelangen Krankheit des Direktors auf neue Aufgaben zu richten, ſo kommt mir dabei nicht bloß die Erfahrung ſeiner Mitarbeiter und die geſammelten literariſchen Schätze, ſondern auch die weſentlich von ihm beſtimmte Inſtitutsverfaſſung entgegen, nach welcher der vom Miniſter ernannte Leiter „nach allen Seiten hin ... ebenſo der Unterrichtsverwaltung wie den Stiftern“ gegenüber völlig unabhängig iſt und, wie Grünberg ſich auszudrücken pflegte, im Gegenſatz zu einer Kollegialverfaſſung „die Diktatur des Direktors“ beſteht. Dadurch wird es mir möglich werden, das von ihm Geſchaffene zu benützen, um wenigſtens im engſten Rahmen gemeinſam mit meinen Mitarbeitern eine Diktatur der planvollen Arbeit über das Nebeneinander von philoſophiſcher Konſtruktion und Empirie in der Geſellſchaftslehre zu errichten. Im Hinblick auf dieſe für Philoſophie und Empirie gleich wichtige Möglichkeit und nicht, um die Tatſachenforſchung zur ancilla philosophiae zu machen, bin ich als Philoſoph im Sinne meines Lehrers Hans Cornelius dem Ruf, dieſes Forſchungsinſtitut zu leiten, gefolgt.

Aber jetzt wird mancher unter Ihnen Näheres darüber erfahren wollen, wie ſich dieſe Gedanken wirklich anwenden laſſen, wie man ſich ihre Ausführung praktiſch vorzuſtellen hat. Darauf kann ich freilich in der hier zur Verfügung ſtehenden Zeit nicht ſo eingehen, wie es notwendig wäre, um Ihnen einen einigermaßen orientierenden Einblick in die Arbeitspläne

zu verſchaffen, deren Verwirklichung ſich das Inſtitut vorgeſetzt hat. Ich möchte nur am Schluſſe noch ein Beiſpiel für die Anwendungsmöglichkeit des Geſagten geben und zwar nicht ein beliebiges, für die heutige Gelegenheit erſonnenes Beiſpiel, ſondern ein ſolches, das die vorgetragene methodiſche Überzeugung auf ein Problem zuſpitzt, das in abſehbarer Zeit den Leitfaden der kollektiven Arbeit des Inſtituts bilden ſoll.

Nicht bloß innerhalb der Sozialphiloſophie im engeren Sinne, ſondern ebenſo in den Kreiſen der Soziologie wie in denen der allgemeinen Philoſophie haben ſich die Diskuſſionen über die Geſellſchaft allmählich immer deutlicher um eine Frage kriſtalliſiert, die nicht bloß gegenwärtig wirkſam, ſondern zugleich die aktuelle Faſſung älteſter und wichtigſter philoſophiſcher Probleme iſt, nämlich um die Frage nach dem Zuſammenhang zwiſchen dem wirtſchaftlichen Leben der Geſellſchaft, der pſychiſchen Entwicklung der Individuen und den Veränderungen auf den Kulturgebieten im engeren Sinn, zu denen nicht nur die ſogenannten geiſtigen Gehalte der Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion gehören, ſondern auch Recht, Sitte, Mode, öffentliche Meinung, Sport, Vergnügungsweiſen, Lebensſtil u. ſ. f. Der Vorſatz, die Beziehungen zwiſchen dieſen drei Verläufen zu erforſchen, iſt nichts als eine den zur Verfügung ſtehenden Methoden wie dem Stand unſeres Wiſſens angepaßtere Formulierung der alten Frage nach dem Zuſammenhang von beſonderer Exiſtenz und allgemeiner Vernunft, von Realität und Idee, von Leben und Geiſt, nur eben auf die neue Problemkonſtellation bezogen.

Man pflegt freilich über das angezeigte Thema entweder metaphyſiſch zu reflektieren, ich verweiſe auf Schelers „Soziologie des Wiſſens“, oder man ſetzt mehr oder minder dogmatiſch irgendeine allgemeine Theſe darüber feſt, das heißt, man greift gewöhnlich eine der hiſtoriſch aufgetretenen Theorien in vereinfachender Weiſe auf und bekämpft damit, dogmatiſch im Allgemeinen verweilend, alle übrigen. So wird erklärt: Wirtſchaft und Geiſt ſind jeweils Ausdruck einer und derſelben Weſenheit: dies wäre ſchlechter Spinozismus. Oder man behauptet: Die Ideen, die „geiſtigen“ Gehalte brechen in die Geſchichte ein und beſtimmen das Handeln der Menſchen, ſie ſind das Primäre, das materielle Leben dagegen iſt das Sekundäre, Abgeleitete; Welt und Geſchichte gründen im Geiſt: dies wäre ein abſtrakt und daher ſchlecht verſtandener Hegel. Oder man glaubt umgekehrt: die Wirtſchaft als das materielle Sein iſt die einzig wahre Realität; die Pſyche der Menſchen, die Perſönlichkeit, ſowie Recht, Kunſt, Philoſophie, ſind reſtlos aus der Wirtſchaft abzuleiten, ſind das bloße Spiegelbild der Wirtſchaft; dies wäre ein abſtrakt und daher ein ſchlecht verſtandener Marx. Abgeſehen davon, daß in ſolchen Theſen eine unkritiſche, veraltete

und höchſt problematiſche Scheidung von Geiſt und Wirklichkeit naiv absolut geſetzt, das heißt nicht dialektiſch aufgehoben wird, ſind ſolche Aussagen, ſofern ſie in dieſer Abſtraktheit ernſt genommen werden, grundſätzlich jeder Kontrolle entzogen: alle haben es unterſchiedslos leicht, immer recht zu behalten. Von den beſonderen wiſſenſchaftlichen Schwierigkeiten des Problems bleiben ſolche dogmatiſchen Überzeugungen gemeinhin ſchon deshalb verſchont, weil ſie bewußt oder unbewußt die durchgängige Entſprechung zwiſchen den ideellen und materiellen Verläufen vorauszuſetzen und die komplizierende Rolle der pſychiſchen Zwiſchenglieder zu vernachläſſigen oder gar zu ignorieren pflegen.

Anders verhält es ſich, wenn man die Frage in folgender Weiſe genauer ſtellt: welche Zuſammenhänge laſſen ſich bei einer beſtimmten geſellſchaftlichen Gruppe, in einer beſtimmten Zeitſpanne, in beſtimmten Ländern nachweiſen zwiſchen der Rolle dieſer Gruppe im Wirtſchaftsprozeß, der Veränderung in der pſychiſchen Struktur ihrer einzelnen Mitglieder und den auf ſie als Geſamtheit im Ganzen der Geſellſchaft wirkenden und von ihr hervorgebrachten Gedanken und Einrichtungen. Dann tritt die Möglichkeit der Einleitung wirklicher Forſchungsarbeiten in den Blick, und dieſe ſollen im Inſtitut in Angriff genommen werden. Zunächſt wollen wir ſie auf eine beſonders wichtige und kennzeichnende geſellſchaftliche Gruppe beziehen, nämlich auf die qualifizierten Arbeiter und die Angeſtellten in Deutſchland, daran anſchließend auch auf die entſprechenden Schichten in den anderen hochentwickelten europäiſchen Ländern.

Die Zeit reicht kaum noch aus, um Ihnen eine ganz ſummariſche, ungenügende Überſicht über die wichtigſten Wege zu geben, denen die ſtändigen Mitarbeiter in enger Gemeinſchaft folgen müſſen, um zunächſt einmal das empiriſche Material zu gewinnen, an dem ſich die in Frage ſtehenden Beziehungen ſtudieren laſſen. An erſter Stelle ſteht natürlich die Auswertung der veröffentlichten Statiſtiken, Berichten von Organiſationen und politiſchen Verbänden, das Material der öffentlichen Körperſchaften u. ſ. f. Sie kann nur im Zuſammenhang mit der fortlaufenden Analyſe der ökonomiſchen Geſamtſituation geſchehen. Ferner bedarf es der ſoziologiſchen und pſychologiſchen Durchforſchung von Preſſe und Belletriſtik, ſowohl wegen des Wertes ihrer Ausſagen über die Lage der unterſuchten Gruppen ſelbſt, als auch wegen der kategorialen Struktur jener Literatur, kraft deren ſie auf die Mitglieder der Gruppen zu wirken pflegt. Beſonders wichtig iſt dann auch die Ausbildung der verſchiedenartigſten Enquêteverfahren. Unter anderem können Fragebogenmethoden auf mannigfache Weiſe in unſere Unterſuchungen eingegliedert werden und wertvolle Dienſte leiſten, wenn man nur immer weiß, daß induktive Schlüſſe aus ihnen allein

voreilig sind. Der wesentliche Sinn der Fragebogen liegt in unserem Fall in zwei Richtungen: Erstens sollen sie der Untersuchung Anregungen geben und sie im stetigen Zusammenhang mit dem wirklichen Leben halten, zweitens sind sie dazu da, anderweitig gewonnene Erkenntnisse an ihnen zu prüfen und auf diese Weise Irrtümer zu verhüten. Für die Ausgestaltung derartiger Fragebogen hat die amerikanische Sozialforschung wichtige Vorarbeiten geleistet, die wir aufnehmen und für unsere Ziele weiterführen wollen. Sodann werden wir uns der Methode der Sachverständigengutachten in größtem Umfang zu bedienen haben. Wo es möglich ist, bestimmte Teilfragen durch bisher nicht festgelegte Erfahrungen kompetenter Beurteiler zu fördern, muß an diese herangetreten werden, wo immer sie zu finden sein mögen. Meistens wird es sich darum handeln, die Kenntnisse von Männern der Praxis für die Wissenschaft fruchtbar zu machen. Eine besondere Arbeit besteht ferner in der Sammlung und Auswertung nicht buchmäßig vorliegender Dokumente. Zu diesem Zweck, nämlich um die an soziologisch wichtigem Material besonders reichen Archive des internationalen Arbeitsamtes in Genf wissenschaftlich auszuwerten, wird eine Zweigstelle unseres Instituts in Genf errichtet werden. Herr Thomas, der Direktor des I. A. A., hat unseren Plan begrüßt und seine Förderung in freundlichster Weise in Aussicht gestellt. Zu allen diesen Wegen kommt natürlich noch das methodische Studium der vorliegenden und neuerscheinenden wissenschaftlichen Schriften über den Gegenstand.

Jede dieser Methoden allein ist ganz unzureichend, sie alle zusammen können in Jahren geduldiger und ausgedehnter Forschungen vielleicht für die allgemeine Fragestellung fruchtbar werden, wenn anders die dauernden Mitarbeiter in ständigem Umgang mit dem Material ihre Anschauungen nicht nach ihren eigenen Wünschen, sondern nach den Sachen zu bilden verstehen, von jeder Art der Verklärung sich entschieden abwenden und wenn es gelingt, die einheitliche Intention gleichzeitig vor dogmatischer Erstarrung und vor dem Versinken ins bloß Empirisch-Technische zu bewahren.

Ich komme zum Schluß. Es ist mir nur möglich gewesen, von den Aufgaben des Instituts die kollektive Forschungsarbeit zu bezeichnen, auf deren Durchführung in den nächsten Jahren das Schwergewicht gelegt werden soll. Daneben kommt vor allem die Fortführung der selbständigen Forschungstätigkeit einzelner Mitarbeiter auf den Gebieten der theoretischen Ökonomie, der Wirtschaftsgeschichte und der Geschichte der Arbeiterbewegung in Betracht. Seiner Bestimmung, gleichzeitig Lehrzwecken der Universität zu dienen, kommt das Institut durch regelmäßige Veranstaltung von Vorlesungen, Übungen und Einzelvorträgen nach. Diese sollen info-

fern eine Ergänzung des Lehrbetriebs der Universität darstellen, als sie in die Arbeiten des Instituts einführen, über deren neuesten Stand berichten und eine Bildung vermitteln, die den Anforderungen einer im dargelegten Sinn philosophisch orientierten Sozialforschung entspricht.

Alle diese besonderen Aufgaben habe ich nur andeuten können. Andererseits scheint es mir, als ob selbst mein kurzer Bericht über die Einzelheiten die Erinnerung an das Grundsätzliche abgeschwächt hätte. So ist diese Vorlesung gleichsam zum Symbol der eigentümlichen Schwierigkeit der Sozialphilosophie geworden, der Schwierigkeit, daß Allgemeines und Besonders, theoretischer Entwurf und Einzelerfahrung sich durchdringen. Ich bin überzeugt davon, daß meine Darlegung in dieser Hinsicht nicht ausreichend war. Wenn ich aber hoffen darf, daß Sie ihr doch mit Nachsicht gefolgt sind, so erbitte ich Ihr Wohlwollen und Ihr Vertrauen auch für die Arbeit selbst. Carl Grünberg hat bei der Einweihung des Instituts davon gesprochen, daß jeder bei seiner wissenschaftlichen Arbeit von weltanschaulichen Impulsen geleitet sei. Möge der leitende weltanschauliche Impuls in diesem Institut der unwandelbare Wille sein, ohne jede Rücksicht der Wahrheit zu dienen!

Inhalt:

Carl Grünberg: Festrede, gehalten zur Einweihung des Instituts für Sozialforschung an der Universität Frankfurt am Main am 22.6.1924 S. 3-16

Max Horkheimer: Die gegenwärtige Lage der Sozialphlosophie und die Aufgaben eines Instituts für Sozialforschung. Antrittsvorlesung, 24.1.1931 S. 17-31